

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 23

Artikel: Der Ruf nach der Stadt
Autor: Beaumont, W. de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pünkt, so gut vertreten ist, wie wir? Dein Großvater hat an einer Gant nie auf Hungerland geboten. Der Trüeter¹⁾ am Haus kommt da nicht einmal auf die Waage, weil das mehr nur etwas fürs Gemüt ist. Am Tage nach meiner Konfirmation hab ich die Sezlinge von Fehrengrund herausgetragen und eingepflanzt. Der Vater war nicht dafür, aber die Mutter hat mir geholfen. Jetzt steht sogar der Gemeindeschreiber Wäckerli still, wenn der Trüeter im Herbst bis unters Dach hinauf voll blauer Trauben hängt. Die Böllmerin bringt ihren Rebstock nie auf die gleiche Höhe, sie mag schaufelweise Kunstdünger in den Boden tun. Die dumme Lobe merkt halt nicht, daß zu viel ungesund ist. Man darf nur ein paar Hände voll im Wasser auflösen."

"Den Baumgarten hättest du auch nicht vergessen sollen", ergänzte Regine nach einer Weile das Lob der Heimat fast vorwurfsvoll. "Das hat er nicht verdient. Andere Leute wissen ja freilich wenig von ihm, weil er sich hinter Haus und Scheuer versteckt hält. Aber den großen Schründlerbirnbaum sieht man doch im Frühling von Fehrengrund aus über das ganze Dorf leuchten, wenn die Sonne ins Blust hinein scheint. Und der Pfundapfelbaum ist ein Gartenhäuschen, wie es gar kein schöneres geben kann, weil seine Äste ringsum bis auf den Boden reichen. Das finde ich immer so lustig, daß die untersten Apfel im Grase liegen und da reif werden müssen, während sie doch nach wie vor am Baume angewachsen sind."

Frau Annette hat immer noch nicht alles da, wo sie es gern haben möchte; sie muß noch einmal ansehen.

"Du hast alles schön im Sinn, das merk ich und ahn ich; am guten Willen fehlt es dir nicht. Du weißt wohl, auf was der Mensch abstellen muß, damit ihm das Dasein auch in der Enge und bei wenig Wohlleben niemals öde und armselig vorkommen kann. Die Heimat muß es einem geben und antun: das Holz, die Wiesen, der Schwalbensang auf dem Fensterstäblein. — Aber wer will einem jungen Mädchen die Karten legen? Ich habe halt manchmal Angst, du könntest dein Herz an einen Mann hängen, der dich von da wegziehen will. Wie stände dann deine alte Mutter da? Und du selber — und du selber! ... Du bist ein Heimwehkind. Als ich mit dir in guter Hoffnung war, da hatte ich meine schwerste, meine allerschwerste Zeit. Da kam es jeden Tag zehnmal über mich: heim! Aus der ganzen Not hinaus nur heim! So etwas geht vom Blut ins Blut, es bricht wieder aus, wenn die Stunde kommt. — Gelt, du denfst daran, was ich dir jetzt gesagt habe! Damit wir da bleiben können, wo auch du nach allen Beichen hingehörst. Wenn du es nicht mir zulieb tätest — tu es dir zulieb! . . ."

Nach einer kleinen Stille erhebt sich Regine und tritt behutsam zu der Mutter hin. Sie setzt sich neben sie auf die Fensterbank und legt ihr leise, als sollte sie es kaum fühlen, den Arm um den Hals. "Sei nur ganz fröhlich, Mutter! Es ist alles, alles schon von mir beschlossen. Schon lange. Schon lange." Es liegt kein Zittern in ihrer Stimme, kein wohlfeiler Trostwillen; ihr schöner, tapferer Mädchenmut spricht aus den Worten. Sie streichelt der kleinen Frau zärtlich die runzelige Wange. Ihre Finger werden naß, da muß sie auch weinen.

Der Winter geht vorbei, es wird Frühling und Sommer. Im Hause zum Heimweh geht alles seinen stillen Gang. Regine schafft von früh bis spät mit heiterer Selbstverständlichkeit. Sie legt bei allem Hand an, was gemacht werden muß. Dem Dienstbuben Friedli wächst kein Gras unter den Füßen; aber er ist wohl versorgt. Regine schrekt auch vor einem tatsächlichen Verweis nicht zurück, sofern sie das für ersprießlich hält. "Die wird ihren Mann stellen, wenn sie erst einen Mann hat", sagt der Gemeindeschreiber Wäckerli, wenn auf sie die Rede kommt.

Es sind auch bereits Werber auf den Plan getreten. Der erste war der Schmied Heinrich Manz, ein junger Witwer, der neben seiner Berufssarbeit noch ein Halbgütlein umtriebt. Keinem Kunden hat er im Heuet die Sense so fein gedengelt, wie der jungen Mähderin im Oberdorf. Zweimal hat er sich am

Morgen früh ohne Geheiß zum Mähen eingestellt. Das Lob, das er Regine bei der Arbeit spendete, war gewiß keine Hudelei, das hätte nicht zu seinem senfrechten, redlichen Wesen gepaßt. Das zweitemal, als sie nebeneinander von der Sommerwiese herab zum Morgenessen heimkehrten, rückte er in knapper Weise mit seinem Anliegen aus.

Fortsetzung folgt.

Der Ruf nach der Stadt.

Von W. de Beaumont.

Auf der sandsteinernen Treppe, im Schatten des Hauseinganges, saß der kleine Hans, streckte die Beine in den Sonnenschein hinaus und beobachtete, wie die Schattenlinie auf seinen grauen Höslein langsam aufwärts rückte. Jetzt war sie gerade an seinen Knien angelangt. Er fühlte die Hitze ordentlich brennen und dachte, wie lang er wohl so sitzen müsse, bis die Sonne all den Schatten vertrieben hätte und ihm in die Nase scheinen würde. Er gähnte. War das langweilig hier!

Die andern Buben vom Hause sind in der Schule. Er wär's wohl auch, wenn ihn der Vater angemeldet und hingebracht hätte. Aber jetzt sind sie schon eine ganze Woche in der Stadt und wohnen da oben in dem hohen Haus, doch der Vater verschobt's von Tag zu Tag. Er hat zuviel zu tun, sagt er, und ist er zu Hause, so will er allein sein, geht in der Stube auf und ab, mit Papierblättern in der Hand, und redet laut vor sich hin. Immer fängt er an: „Parteigenossen!“ oder „Meine Herren!“ Und gestern nacht hat er mit der Mutter gezankt, als erheimgekommen ist, so laut, daß er aufwachte. Die Mutter sagte, das wäre ja kein Leben mehr, sie wollt, sie wären daheim auf dem Dorf geblieben. Aber da schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch: „So ein Hundeleben daheim, für die geizigen Bauern mal einen alten Stuhl flicken, oder eine Fensterscheibe ansezen, oder wenn's hoch kommt, die Stubentür anstreichen!“ Eine Ehr' sei's, daß ihn die Partei in die Stadt gerufen ... „Da schau, was sie heute über mich in der Zeitung schreiben ...“ Und da las der Vater eine ganze Weile vor; die Mutter aber war still und duckte sich in die Kissen und schlief wieder ein ...

Die Partei — das muß schon etwas sein. Aber die Mutter hat recht — wären wir wieder daheim!

Nur am ersten Tag hat ihn die Stadt gefreut mit den vielen Läden, wo es so viel zu gucken gab. Aber was hat man vom Begucken? Eine Kreisel hat ihm der Vater versprochen, die Peitsche dazu hat er sich gleich selbst gemacht, aber auf die Kreisel wartet er immer noch ... Ja, daheim, da kostete er in der Werkstatt in den Hobelspänen wühlen, und was gab's da immer für schöne blanke Brettchen und Klötzchen; wie manchen Apfel hat er sich dafür eingetauscht vom Hugi Fritz! — Es wird ihm ganz traurig, wenn er daran denkt.

Da fährt auf der Straße ein Spritzenwagen vorbei. Der Staub wirbelt auf. Er schnuppert mit der Nase. Wie das riecht! Es dampft ordentlich vom heißen Pflaster auf. Warum der Mann mit dem Wagen nur so rasch fährt! Als wenn er Angst hätte, es könnt' zu naß werden.

Einen Augenblick zuckt's ihn in den Händen; gleich möcht' er Schuh und Strümpfe ausziehen und hinter dem Spritzenwagen dreinlaufen. Aber auf die Straße mag er nicht; da kommen sie von hüben und drüben und necken ihn, weil er so dumm dreinschaut, wie sie sagen, und anders spricht als die Stadtkind. Was kann er dafür?

So bleibt er halt sitzen, aber das Wasser kommt ihm nicht aus dem Sinn.

An ihrem Hause daheim fließt der Bach vorbei und drüber an der Wiese ist das Wasser zu einem kleinen Weiher gestaut. Da treiben sie die Kühe zur Tränke.

Wenn er jetzt da drin herumpatschen dürfte —

Traurig schaute er im Hof herum. Alles ist da von Stein; kein Fleckchen Erde, kein Grashälmchen, kein Hölzchen. Die Sonne brennt gegen die graue Mauer und auf die grauen Steinplatten, daß die verstreuten Quarz- und Glimmerplättchen

1) Hausrebe.

wie kleine Blitzen auffräumen. Die Augen tun ihm ordentlich weh, wenn er so darauf hinstarrt . . .

Er will wieder hinauf zur Mutter und steht langsam auf. Da fällt ihm ein, daß sie ihn ja erst vorhin hinunterjagte, weil er ein paar Streichhölzchen an ihrem Bügeleisen ansteckte. O je! . . .

Er setzt sich wieder auf die Treppe, gähnt und blinzelt und guckt dann lange in die Hofecke.

O, er wüßt schon, was er jetzt gern täte! Dort in der Ecke der Wasserleitungshahnen! Wenn da nur ein bißchen Wasser laufen wollte, nur ein bißchen, daß in der Rinne ein Papier-schiffchen schwimmen könnte! . . .

Aber er wird sich hüten. Gestern hat er nur einmal daran gedreht — herieb, hat der Hausmeister da unten gleich gezankt, und rief der Mutter die Treppe hinauf, sie sollt' auf den Schlüssel besser acht geben, sonst . . .

Und er hat es der Mutter heilig versprochen: nicht die Hand mehr an den Wasserhahnen! Die Leute im Hause sagen, es sei zu wenig Wasser in der Stadt, und das kann er gar nicht verstehen. Daheim könnten sie Wasser genug holen, manchmal ist's ohnehin zuviel, zumal im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt und man die hundert Bächlein ordentlich rauschen hört, die durch die Wiese laufen . . .

Wie er so in einemfort hinschaut, meint er auf einmal, es könnte vielleicht sein, daß am Rohr ein ganz kleines Tröpflein Wasser hänge. Das wäre doch merkwürdig.

Er steht auf und schaut prüfend am ganzen Haus hinauf. Alle Fenster sind vor der Sonne verhängt. Es ist so still, als ob alles schliefse.

Er geht in die Ecke, bleibt einen Schritt weit vom Hahn stehen und guckt noch einmal nach den Fenstern und im Hof herum. Dann . . . Ob er kalt oder heiß ist?

Er ist glühend heiß.

Wie er die Hand rasch wieder davon hält, ist's ihm, als hätte er aus Versehen ein wenig gedreht.

Er kniet nieder, um einmal von unten nach oben in das kleine Rohr zu gucken, und tastet mit dem Finger hinein.

Er ist ganz trocken und warm.

Ob es nicht doch gut wäre, noch ein wenig fester zuzudrehen?

Nein, lieber nicht anrühren!

Es krabbelt ihm ordentlich in der Hand. Da — er hat ein wenig gedreht an dem blanken Rädchen. Schau, ein Tropfen! So hell wie Glas blinkt er am Rande.

Jetzt fällt er, und ein dunkler Fleck auf der grauen Sandsteinrinne, der gleich wieder verdunstet ist.

Noch ein kleiner Ruck am Hahn . . . da tropft's — tipp, tipp!

Jetzt aber geschwind wieder zu!

O weh er dreht verkehrt! Das strömt nur so und klatscht — kalte Tropfen spritzen ihm ins Gesicht.

Gott sei Dank — jetzt hat er ihn wieder glücklich zu!

Aengstlich schaut er umher.

Still, kein Mensch regt sich.

Alles ist wie vorher. Die Sonne brennt gegen die Mauer, die Platten glänzen.

Wie er eben weggehen will, merkt er beim Auftreten, daß das Rinnsteinstück unter dem Wasserrohr wackelt.

Wenn er die Beine auseinanderstellt und ein wenig hin- und herwieggt, schaukelt es ordentlich.

Wie's unter der Platte wohl aussehen mag? Ob die Erde in der Stadt auch so schwarz ist wie im Wald, oder ist vielleicht nur Sand darunter?

Der Spalt ist so groß, daß er den Zeigefinger hineinlegen kann.

Und wenn er nur eine Hand darunter brächte — das ganze Rinnsteinstück könnte er dann herausheben, ganz gewiß!

Nein, nur eine Handvoll Erde möchte er gern herausholen. Die tut er dann an das Kellerloch, wo niemand hinguckt; vielleicht wächst dann von selbst Gras darauf . . .

Da hat er die Hand auch schon in dem Spalt und schiebt und drängt und zieht. Ach, da fühlt er schon die Erde an den Fingern!

Aber der Stein ist doch schwer. Er klemmt ihm die Hand. Autsch!

Das ärgert ihn. „Wart, ich bekomm dich schon“, sagt er leis vor sich hin.

Zwei Hände können mehr als eine. Der Schweiß bricht ihm aus.

„Wart nur!“

Jetzt hat er ihn fest gepackt. Schwupp!

„Hab ich dich, he?“

Er hat ihn wirklich. Er stellt den Stein an die Wand und zankt mit ihm, wie mit einem bösen Spielmädeln.

„Du, Kerl, du, ob du wohl stillstehst? Helfen kannst du mir doch nicht, du dummer Kloß! Meinetwegen zugucken darfst, wie ich mir hier einen Weiher mache!“

Und beim Anblick der braunen Erde alles vergessend, schaukelt er auch schon mit beiden Händen die Erde auf und macht ein rundes Loch.

„He, he!“ ruft er außer sich. „Fritz, Leni, kommt her! Wasser, Wasser!“ Den Hahn dreht er auf, so weit es geht. „Patsch! —!“

Schon ist die Grube voll, und wie es da so lustig quirlt und wirbelt, da reißt er Schuhe und Strümpfe ab und tappt hinein, daß es patscht und platschert . . .

„Heil! Ist das kalt, Fritz! Gest! . . . und jetzt spielen wir Feuerwehr . . . Trara, trara!“

Er ist daheim auf der Wiese, am Bach. Die kahlen, brennende Mauer sieht er nicht mehr. Die grauen, glänzenden Platten verschwanden; ringsum ist grüner Rasen; da springt er barfuß herum mit dem Fritz und der kleinen, wackelbeinigen Leni, und sie lachen und schreien und platschern . . .

Da faßt's ihn im Genick, eine schwere Hand faust auf ihn nieder — alles ist zerstochen.

„Du Lausbub, du elender Schlingel . . . Reißt die Platten auf . . . Da hab' ich mir ja ein schönes Räubervolk ins Haus gesetzt. Die Steine im Boden sind nicht sicher. He!“

Er zittert vor Schreck. Das ganze Haus wirdbebendia. Aus allen Fenstern gucken Köpfe, und die Mutter stürzt die Treppe hinab. „Mein Gott, was gibt's?“

Und da geht's von neuem los mit Donnern und Wettern. Der Kleine aber schlüpft zwischen Hausherr und Mutter hindurch, fliekt die Treppe hinauf und verkriecht sich oben unter dem Glättetisch.

Eine lange, hange Weile. — Jetzt hört er die Mutter heraufkommen.

„Hans!“

Er hört's am Ton, wie zornig sie ist, und da ist's nicht gut, sich lange suchen zu lassen. Er kriecht hervor und ist noch nicht auf den Beinen, da hat sie ihn schon an der Schulter gepackt und schüttelt und rüttelt ihn ganz gehörig.

Er kann nicht schreien, aber als sie ihn einen Augenblick losläßt — da schaut er sie flehend an. Mit angstvollen Augen, auf dem Gesicht noch den Schweiß, der ihm vor lauter Eifer und Freude bei dem Spiel ausbrach, die nackten Beine noch naß, die Küsse voll Erde — so steht er vor ihr, und — er tut ihr leid. Sie nimmt ihn an der Hand und beugt sich ganz zu ihm nieder: „So sag doch ein Wort . . .“

Da schluchzt er auf: „Ach, Mutter, Mutter — ich weiß nicht . . . ich hatte es ganz vergessen, daß wir in der Stadt sind, und wie so das Wasser lief . . .“ Er kann nicht weiter, und sie hört nur aus seinem Geweine: „Das Wasser . . . das Wasser . . .“

Sie setzt sich ans offene Fenster, drückt den Kopf in den Schoß und läßt ihn weinen. Lange schaut sie hinaus auf die grauen Schieferdächer, die weißen Schornsteine; die Luft flimmert und zittert in der heißen Sonne, und sie seufzt tief auf.

„Sei still, Hans — sei still . . . Will's Gott, so zieh'n wir bald wieder heim — wir zwei!“

„Ja, will's Gott!“ sagt auch er, der kleine Hans.